

Hat der Priester noch einen Platz im modernen Christentum?

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. Pr. in Freiburg.

II. Der Geistliche und die Religion des Säkularismus.

Ueber das heute beliebt gewordene System der Umfragen brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren. Es ist ein entsprechender Ausdruck für unsere ganze Geistesrichtung. Dank der Spezialisierung bis zum Erzeß getraut sich kein Mensch mehr ein selbständiges Urteil abzugeben, und handelte es sich auch nur um die Güte oder die Minderwertigkeit einer Bäckersemmel. Dank der Universalisierung unserer Bildung müssen Universitätslehrer, Generalstabsoffiziere, Schuhmacher und Schulmädchen ihr Urteil abgeben, damit man wisse, was von der Echtheit oder Unechtheit der moabitischen Altertümer zu halten sei. Das wird dann alles dem Publikum hingelegt wie der Kram eines Hausierers, damit sich jeder selber sein Urteil bilde, wenn er ungebildet genug ist, denn ein „vornehmer“ Geist ist Agnostizist, das heißt er hütet sich nicht bloß ein Urteil auszusprechen, sondern auch, sich selber ein Urteil zu bilden. Selbstverständlich fördert dieses System eine solche Menge der widersprechendsten Ansichten zu Tage, daß die Verwirrung der Geister immer noch größer wird, und daß die Herrschaft des Irrtumes zuletzt allgemein werden muß. Denn mit Zuversicht sprechen sich bei derlei Umfragen meist nur jene aus, die nie über den Gegenstand nachgedacht haben und deshalb von der Sache kaum einen rechten Begriff besitzen. Männer von Fach lehnen einen Auspruch ab, sei es, daß sie zu dieser Art von Stimmabgabe weder Zeit noch Lust haben, sei es, weil sie die Schwierigkeiten zu gut kennen, als daß sie mit einigen Zeilen darüber absprechen und

so der Oberflächlichkeit und der Leichtfertigkeit unserer Zeitbildung förderlich sein möchten.

Lernen kann man indes überall, und so bieten auch diese Umfragen, wenn sie schon oft gerade das, um was es sich handelt, wenig beleuchten, zum mindesten Gelegenheit, einen Blick in die allgemeine Denkweise größerer Kreise zu tun. Dazu verhilft uns reichlich die Umfrage über das Thema, ob unsere Zeit des Pfarrers noch bedarf. Ueberdies kommen bei diesem Anlaß manche moderne Geister zur Sprache, die immerhin etwas zu sagen wissen. Es wäre deshalb ungerechtfertigt, über die ganze Angelegenheit geringschätzig hinwegzugehen. Wir legen ihr nicht allzu große Bedeutung bei, schon deshalb nicht, weil bloß Vertreter einer bestimmten einseitigen Richtung um ihre Meinung angegangen worden sind. Wir meinen aber, es könne nur von Nutzen sein, wenn wir uns die Ansichten, die hier zum Vorschein kommen, etwas näher zu Gemüte führen.

Der Herausgeber der Umfrage gesteht selber, daß ihn das Ergebnis in Verlegenheit gesetzt habe. Er dachte, die Antworten in eine bestimmte Ordnung zu bringen, angefangen vom entschiedenen Nein bis hinauf zum entschiedenen Ja. Inzwischen hat er weder eine entschiedene Bejahung noch eine entschiedene Verneinung erhalten, und gleichwohl innerhalb der beiden unbestimmten Endpunkte ein solches Durcheinander von Urteilen, daß er nichts anderes zu tun wußte, als die eingelaufenen Beiträge nach dem Alphabet der Stimmabgeber aufeinander folgen zu lassen. Er hätte das zum voraus wissen können. Da er nur Vertreter unserer modernen Durchschnittsbildung zum Wort kommen ließ, konnte er nichts anderes erwarten. Gläubige, oder auch nur positiv gerichtete Gebildete hat er nicht befragt und vollständig religionslose auch nur ganz wenige. Somit entspricht das Ergebnis den von ihm gebotenen Voraussetzungen. Diese selbst aber entsprechen im ganzen der allgemeinen Sachlage. Die radikal Religionsfeindlichen sind denn doch immer verhältnismäßig nicht viele unter denen, die sich zu den besseren Ständen rechnen. Die große Mehrzahl der sogenannten modern Gebildeten steht mehr oder minder auf dem Standpunkt derer, die hier zur Stimmabgabe geschritten sind.

Das Ergebnis, das Theodor Kappstein bei seiner Auffassung der Frage erzielt hat, wird niemand überraschen, der einigermaßen mit den Zeitverhältnissen vertraut ist. Dagegen wird sich eine Tatsache herausstellen, die in der That geeignet ist, manche zu überraschen,

wenn wir anders das Durcheinander der Antworten in Ordnung bringen. Dieses Ergebnis können wir erst am Schluß des nächsten Artikels feststellen. Zuvor müssen wir eine Sichtung vornehmen. Diese ist durchaus nicht so schwer, wie der Berliner Schriftsteller meint, der, augenscheinlich selbst mitten in der großen Menge lebend und von dem Menschenstrom wie ein Atom fortgerissen, nur Fenster und Häuser sieht, aber keine Stadtteile.

Ohne Zweifel hätte Kappstein schon auch ganz entschlossene Feinde des Pfarrers finden können, wenn er seine Anfrage dementsprechend eingerichtet hätte. Unter denen, die man¹ Gebildete nennt, wäre, wie schon gesagt, die Zahl kaum sehr groß. Selbst Professoren wie Häckel, die sich für sich und für ihresgleichen² den Geistlichen verbitten, würden wohl selten eine derartige, allgemein gestellte Frage mit einem glatten Nein abtun. Denn zur Zügelung der Massen, die der bare Atheismus doch unbequem machen könnte, ist der Geistliche trotz Militär und Polizei, vorläufig wenigstens, immer noch nicht ganz unerwünscht. Es muß einer schon von Sektenhaß durch und durch besessen sein, wie die Herren, die dermalen das Schicksal Frankreichs in den Händen haben, um sich mit lachendem Mund 'über diese Erwägung hinwegzusetzen. Dagegen ließe sich ein hunderttausendfaches Nein, Nein, Nein erzielen, wenn man die Frage den von³der Sozialdemokratie erhitzten und verwirrten Genossen vorlegte. Das ist traurig, sehr traurig, aber wir müssen mit der Tatsache rechnen.

Die Gebildeten, soweit sie sich mit Selbstbewußtsein den Namen „Modern“ beilegen, zerfallen in drei Klassen, eine kleine von vollständig Religionslosen, eine große von Halbgläubigen und Zweiflern, eine wahrscheinlich noch größere von Schwachgläubigen, Schwankenden und Unentschiedenen. Die vorläufig noch ganz geringe Menge derer, von denen im nächsten Artikel die Rede sein wird, lassen wir für jetzt außer Betracht. Die große Menge, von der wir hier reden, nennt sich modern. Was das bedeutet, das könnten die allerwenigsten genau sagen. Nach dem, was wir früher so oft, und abermals im vorausgehenden Artikel dargestellt haben, können wir uns hierüber kurz fassen. Das System des Modernismus steht und fällt mit den zwei Grunddogmen Diesseitigkeit, nicht Jenseitigkeit und Autonomie, nicht Autorität. Die Amerikaner und die Engländer haben dafür ein einziges Wort gebildet, das alles bedeutsam zusammenfaßt, das Wort Säkularismus. Wir haben davon an anderem

Orte gehandelt und brauchen darauf nicht weiter mehr einzugehen.¹⁾ Genug für hier an der Tatsache. Ob die, welche sich des Modernismus rühmen, wissen, was sie sagen, ob sie ganz oder halb unbewußt an dessen Triumphwagen schieben, das verschlägt nichts für die Beurteilung der Sache selber. Die es nicht besser wissen, mögen für ihre Person eine gewisse Entschuldigung verdienen. Die es nicht verstehen wollen, können keinen Anspruch darauf machen. Förderlich aber sind alle der Weiterverbreitung des Säkularismus, wie es immer in ähnlicher Lage geht. Die Reformation wurde durch eine geringe Zahl von Stimmführern gemacht. Diesen aber wurde die Arbeit erleichtert, ja oft erst der Plan und der Mut zur Ausführung eingeflößt durch die unabsehbare Menge derer, die mit Entrüstung erklärten, sie dächten an nichts Arges und wollten nur nicht hinter den berechtigten Zeitströmungen zurückbleiben. So wurde wieder die Revolution gemacht, und so ist es abermals heute. So viel über die Lage der Dinge.

Sehen wir uns nun die Gedanken an, die in diesen Kreisen die Frage anregt, ob der Pfarrer heute noch am Platze sei. Die Säkularisten, die sich einigen, um uns hierüber Rede und Antwort zu stehen, sind, wie schon gesagt, sehr verschieden gerichtet, die einen nach links, die anderen, allerdings sehr wenige, nach rechts, weitans die meisten, in der Mitte stehend, bald nach links, bald nach rechts. Die nach rechts Gewendeten drücken sich möglichst kurz und unbestimmt aus, wie das überall der Brauch ist, die in der Mitte schwankend, so daß man nie sicher weiß, wie man mit ihnen daran ist. Am entschiedensten sprechen immer die links Stehenden, so daß es nicht bloß den Schein erweckt, als ob ihre Ansichten doch die eigentlich herrschenden seien, sondern daß sie in der Tat den Ton angeben, wenn schon ihre Zahl nicht gerade groß ist. In jeder Gesellschaft von Halben und von Stummen herrschen stets die entschiedenen Stürmer und Dränger und prägen jeder Bewegung ihren Geist ein. Mögen das jene beherzigen, deren Optimismus die Lage nach Ziffern bemißt und die innere Bedeutung der Sache übersieht.

Diesem allgemeinen Gesetz entsprechend finden wir, wenn wir die abgegebenen Urteile wägen, daß den Ton für die Klasse, von der wir hier sprechen, Professor Better in Bern angibt. Das Christentum, sagt er, war eine Jenseitigkeitsreligion, dazu auch eine soziale Re-

¹⁾ Die religiöse Gefahr 35. f. 167. f. 390.

ligion. „Jenseits“ und „Liebe“, das waren die beiden Zauberformeln, womit es die Welt eroberte. „Heute gibt es kein Jenseits mehr, sondern nur ein ewig Unerforschliches außerhalb der wahrnehmbaren Welt.“ Aber auch Liebe im alten christlichen Sinn gibt es nicht mehr. Keiner läßt sich mehr von uns Liebesereweise gefallen, jeder verlangt sein Recht. Damit sind unsere Ideale ganz andere geworden. Der moderne Mensch kennt nur noch Recht für alle, Sorge für die Gesamtheit, Beschränkung auf das Diesseits. Die Verquickung von zwei Halbhheiten, wie sie vielfach noch immer herrscht, halb Diesseits, halb Jenseits, ist schlechtthin unerträglich, lügenhaft und schädlich. Soll der Pfarrer noch einen Sinn und eine Berechtigung zur Existenz haben, so muß er ehrlich den Kultus der reinen Menschheit treiben. Das bloße Wort Theologe ist eine Beleidigung für den Geist unserer Zeit. Die Beziehung auf ein göttliches Wesen muß er ablegen, sollen wir ihn noch dulden. Was Shelley von sich sagt, das muß der moderne Geistliche von sich sagen: Menschenfreund bin ich, Demokrat und Leugner der Götter. Kann er das, ja, dann hat er eine große, zeitgemäße Aufgabe. Er muß Priester des Menschthums sein, Träger der weltlichen Seelsorge, der gebildetste und feinfühligste Mann in der Gemeinde, Gemeindegredher, Gemeindegelfer, Festweihen, aber nur kein Kirchengediener im Namen des undenkbareri Jenseits.

Das ist gesprochen mit Berner Derbheit und mit demokratischer Geradheit. Diese Sprache ist nicht nach jedermanns Geschmack, so wenig wie die Konsequenz. Aber was soll das zu bedeuten haben, wenn andere zwar diesen oder jenen Ausdruck vermeiden und die Sache selbst fördern? Die radikalen Bordsätze übergehen sie mit Schweigen, die radikalen Folgesätze nehmen sie ruhig in ihr eigenes Programm auf. „Mehr und mehr, sagt Börries Freiherr von Münchhausen, hat sich im Pfarrertum das Moment der sozialen Hilfe ausgebreitet und, wie ich glaube, ist dies auch das wichtigste geworden.“ Wenn die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt würde, würden freilich Kirchen und Kanzeln veröden, aber „als Armenpfeleger, als Waisenrat, als Helfer der Verlorenen bliebe der Pfarrer doch. Was gehen ihn auch eigentlich dogmatische Feinesen an? Aber als sozialer Helfer hat er in unserer Welt eine Bedeutung, die weit über die Bedeutung der Juristen hinausgeht.“ Noch rücksichtsloser spricht diesen Gedanken der inzwischen verstorbene Max Müller,

der gefeierte Orientalist und Religionsforscher, aus. Eine Religionsgenossenschaft, ein Pfarrer, ein Gottesdienst, wobei nur Gott gedient sein soll, dient ihm zufolge Gott nicht; wer einen göttlichen Dienst tun will, der diene den Menschen in den Armenvierteln, den Gefängnissen und Krankenhäusern. Und so die eine der modernen Berühmtheiten nach der andern. Es möge den Dienern der Religion noch so schwer fallen, von der falschen Herrscherstellung, die sie bisher eingenommen haben, herabzusteigen und zu begreifen, daß sie mit der Pflege veralteter Dogmen kulturhemmend wirken und sich unmöglich in der modernen Welt machen, es sei aber unbestreitbar, daß sie nur durch die Uebung selbstloser Wohlthätigkeit und durch die Ausfüllung der Lücken, die bei der sozialen Tätigkeit des Staates unvermeidlich sind, sich noch Anspruch auf Duldung erkaufen könnten. Durch alles andere machten sie sich ihre Lebensaufgabe täglich noch schwieriger, denn leider habe sich die Kirche um ein halbes Jahrhundert zu spät auf ihr „soziales Reformertum“ besonnen.

Das ist ja alles recht schön und gut, nur fragt man sich, wozu denn da noch Geistliche, wenn sie nur weltliche Dienste zu versehen haben, bei denen ihnen nicht selten gerade ihr geistlicher Charakter doch wieder manche Schranke setzt. Das fühlen nicht wenige heraus, und verlegen deshalb den hauptsächlichsten Zweck, um dessen willen der Pfarrer solle erhalten werden, auf das sittliche und das geistliche Gebiet. Die soziale Aufgabe des Geistlichen, sagen viele, darf sich nicht auf das Aeußerliche beschränken. Ihm steht es vor allen zu, der Menschheit im Drang der Arbeit und der Not geistige Hilfe zu bringen. „Der Pfarrer ist oft der einzige, sagt J. C. Heer, der als vollstümlicher Anwalt einer höheren Lebensauffassung mit Erfolg gegen einen kurzsichtigen, hartherzigen Materialismus kämpft und die Erkenntnis in die Gemüther trägt, daß es im Spiel des Lebens noch feinere und stärkere Kräfte gibt als die Frage nach Erwerb und Besitz.“ Dazu diene ihm Herzenswärme und praktischer Lebensverstand mehr als gelehrtes Theologentum oder Dogmatik. Als uneigennütziger Vertrauensmann und Berater, durch die Kunst, suchende, bedrängte Seelen aufzurichten, und mitten im aufreibenden Kampf ums Dasein das ausgetrocknete Herz mit „Ewigkeitswerten“ zu erfüllen, natürlich nicht Jenseitigkeitswerten, sondern mit Diesseitigkeitswerten, mit Idealität, Sammlung, Opfermut, also durch die Pflege wahrhaft zeitgemäßer religiöser Ideale könne sich der Geist-

liche immer noch ein Verdienst um die Gesellschaft erwerben, und das umso mehr, je aufreibender, je lärmender, je äußerlicher das Leben von Tag zu Tag werde.

Dazu kommt der Klassenkampf, der die Menschheit in Stücke zu zerreißen droht. Dieser schaffe für den Geistlichen ein neues Feld, auf dem er sich nützlich machen könne. „Zu einer Vermittelung des Verkehrs mit Gott, sagt Professor Meinhof, bedarf der Christ keines Geistlichen, aber die Gemeinde braucht ihn zur Ordnung ihrer Angelegenheiten,“ nur auf anderem Gebiete als den Bürgermeister und den Richter. Er ist der geborne Friedensrichter, Schiedsrichter und Vermittler, das lebendige Band, das die getrennten Menschen wieder einander näher bringt, wäre es auch nur als „Festeweiber“, um mit Professor Wetter zu reden, oder als „Vergnügungskommissär“, in welcher Eigenschaft Frau Alma von Hartmann den Hauptgrund für den großen Einfluß der katholischen Geistlichen entdeckt. Diese, sagt sie, hätten ein ganz besonderes Geschick, durch kirchliche Feste, durch Prozessionen, durch öffentliche Vergnügungen, durch Heranziehung der Kinder das Landleben reizvoller zu gestalten und die Menschen miteinander in Berührung zu bringen.

Endlich müsse man, sagen viele, mit der Tatsache rechnen, daß trotz des ungeheueren Fortschrittes in der Volksbildung der Geistliche immer noch im Interesse allgemeinerer Bildung vielfach unentbehrlich sei. Der Gebildete wisse freilich mit dem Geistlichen so wenig mehr anzufangen wie der Geistliche mit dem Gebildeten. Für den modernen Gebildeten sei Predigt und Gottesdienst der Inbegriff von Leerheit und von Dede. Für die Kinder jedoch und für den Bauer habe der Geistliche heute immer noch Wert. Diesen imponiere er doch noch vielfach durch überlegenes Wissen. Für den gläubigen Bauer sei die Predigt am Sonntag oft der einzige geistige Genuß. Und daß der Geistliche den Kindern gegenüber einen gewissen „Kulturwert“ vorstelle, das lasse sich nicht leugnen. Nur, sagt Karl Henckell, dürfe er diese Stellung nicht dazu mißbrauchen, um die Kluft zwischen Kult und Welt aufrecht zu halten, und nicht die „gewöhnheitsmäßige Beimischung der längst pseudo-religiös gewordenen Himmelsmikroben, Höllenbazillen und sonstiger dogmatischer Katechismuskeime“ gedankenlos weiter treiben. Vielmehr muß er „den überhaupt erreichbaren Einklang zwischen lebendiger Weltanschauung der Hochorganisierten und dem Fühlen und Sehnen der Volksgemeinschaft in vor-

bildlich anregender Weise persönlich ausdrücken“, was wohl, ins einfältige Deutsch übertragen, heißen will, er solle sich zwar in Reden zu den noch immer im Volk herrschenden religiösen Vorstellungen herablassen, dabei aber durch sein eigenes Verhalten vorsichtig merken lassen, daß die Vertreter der höheren Bildung in diesen Dingen anders denken.

Da haben wir eine ganze Reihe von Gründen, um deren willen uns die modernen Gebildeten nicht bloß dulden, sondern als nützlich, ja als unentbehrlich bekennen. Und sicher wohnt jedem dieser Gründe etwas Nichtiges inne. Wenn sie ein anderer als ein Säkularist vorträge, könnten wir uns ohne Einschränkung damit einverstanden erklären, denn wir wüßten ja, daß er das nur als untergeordnete Nebenaufgabe hervorhobe, ohne darüber unsere Hauptaufgabe, das Wesen unseres Berufes, verkürzen zu wollen. Innerhalb der nunmehr herrschenden Richtung drängt sich jedoch, wie wir uns überzeugt haben, stets der oberste Grundsatz des modernen Christentums als Einleitung und als Schluß in den Vordergrund: Nur keine „Jenseitigkeit“, das heißt nur nichts vom Dogma, nichts vom Kult, nichts als Säkularismus oder, wie der gebildete Deutsche seit Feuerbach sagt, Ausbildung der Diesseitigkeit! Hier ersehen wir zur Genüge, wie vorsichtig wir den Modernen gegenüber mit den modernen Ausdrücken umgehen müssen, und wie unklug wir tun, wenn wir ihnen diese aus dem Munde nehmen und ohne Verwahrung gegen Mißbrauch und Mißdeutung nachsprechen. Was Professor Wilhelm Herrmann über das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten sagt, daß wir zwar die gleichen Worte gebrauchen und die gleichen Glaubensformeln herunterfagen, daß aber nicht ein einziger Satz für beide die gleiche Bedeutung hat,¹⁾ was Voisy und die Seinen von den altgläubigen Dogmatikern und Predigern einerseits und von den modern gesinnten kritischen Exegeten anderseits sagen, daß in der ganzen Heiligen Schrift nicht eine einzige Stelle sei, die auf beiden Seiten im nämlichen Sinn verstanden würde,²⁾ das gilt ebenso von den Vertretern der modernen Ideen im allgemeinen. Wenn wir sagen, der Geistliche müsse sich in den Dienst der Menschheit stellen, so bedeutet das bei uns, er dürfe sich nicht auf den Dienst Gottes beschränken, sondern müsse diesen neben den religiösen Uebungen, die stets den ersten Rang einnehmen, auch durch Werke der Liebe

¹⁾ Vgl. Weiß, Lutherpsychologie 20 f.; Die religiöse Gefahr 418. —

²⁾ Vgl. Religiöse Gefahr 320. ff.

gegen den Menschen, die er aus Liebe zu Gott übe, kundgeben. Jene aber wollen damit sagen, er solle auf den zwecklos, ja hinderlich gewordenen Gottesdienst verzichten und anstatt dessen seine ganze Kraft ausschließlich der Förderung des irdischen Wohlergehens widmen. Das allein sei der wahre Gottesdienst, wie er den geläuterten Begriffen der Gegenwart entspreche und einzig durch diese Art von Tätigkeit könne sich der Geistliche vor dem Richterstuhle des Modernismus noch Anerkennung und Duldung verschaffen.

Somit ist es ohne alle Zweifel auch von dieser Seite her, ganz abgesehen von dem innern Drang unseres Gewissens und dem Geist unseres Berufes, eine Sache von größter Bedeutsamkeit, daß wir unsere Stellung in der Gegenwart durch den offenkundigen Erweis nutzbringender Tätigkeit mit Ehren aufrecht halten. Und sicher können wir uns ohne Selbstüberhebung allen Feinden unseres Glaubens und unseres Berufes gegenüber die Frage erlauben, ob wir unser Brot umsonst essen, ob nicht Tausende von den Früchten unserer Tätigkeit zehren, ob wir nicht unsere Aufgabe als soziale Helfer, Ratgeber und Ärzte begreifen und erfüllen. In diesem Stücke dürfen wir allen ruhig in die Augen sehen und brauchen uns keine Anklage gefallen zu lassen.

Nur müssen wir uns hüten, darauf allzugroßes Gewicht zu legen oder auch die Lobsprüche, die wir hie und da selbst von unseren Gegnern ernten, zu hoch anzuschlagen. Es ist eine alte Art von Apologetik, das Christentum und die katholische Religion insbesondere zu verteidigen mit der Berufung auf die großen Taten und Werke, durch die sich die Christen aller Zeiten als Wohltäter der Menschheit erwiesen haben. Ich habe vor mir ein geschickt geschriebenes apologetisches Werk, das einen langen Abschnitt über die großen Männer des Christentums enthält. Gelehrte, Philosophen, Staatsmänner, Dichter, Maler, Musiker, lauter Männer, deren Ruhm in aller Mund ist, ziehen da in langer Reihe an uns vorüber, um uns zu beweisen, daß das Christentum mit Recht Anspruch darauf erhebt, die wahre Religion zu sein. Das ist aber doch wohl ein Versuch, mehr zu beweisen, als bewiesen werden kann. Sind denn nicht auch andere bedeutende Staatsmänner und Gelehrte und Künstler zu nennen, die nicht Christen waren oder doch dem Christentum keine Ehre machten? Uns scheint, daß eine derartige Berufung nur negative Bedeutung hat, aber nicht den vollen Wert eines positiven Be-

weist. Sie zeigt ohne Zweifel, daß das Christentum kein Hindernis ist für jede rechtmäßige und nützliche Tätigkeit. Man kann in vielen einzelnen Fällen auch positiv wenigstens so viel zeigen, daß dieser oder jener Wohltäter sicherlich gleichen Opfergeist, gleichen Heroismus, gleichen Idealismus nicht entwickelt hätte, wenn ihm die Kraft seines Glaubens nicht zuhülfe gekommen wäre. Um aber einen vollgiltigen Beweis zu liefern, müssen wir dartun können, daß ein Leben oder ein Werk notwendig aus dem Geist des Christentums hervorging, daß es außerhalb des Christentums undenkbar wäre und tatsächlich auch nicht existiert. Das zu erhärten wird aber schwer sein, wenn es sich um äußerliche irdische Werke der Kultur, der Wissenschaft und der gesellschaftlichen Ordnung handelt. Dasselbe gilt aber offenbar auch in unserer Frage. Mit gerechtem Stolz können wir die Gegner fragen, welche Art von sozialer Tätigkeit und von Kulturleistung unser Stand vernachlässigt habe. Man wirft uns häufig vor, die christliche Tugendlehre, die Frömmigkeit des Ordenslebens, die priesterlichen Standespflichten seien, wenn nicht eine Pflanzschule jener geistigen Selbstsucht, die sich nicht kummere um den Untergang der ganzen Welt, nur daß die eigene Seele gerettet werde, so doch durch die vielen Geseze und Uebungen ein beständiges Hindernis für eine gedeihliche Wirksamkeit nach außen. Das ist leicht zu widerlegen. Es ist sogar leicht positiv zu zeigen, daß die Pflicht des beständigen Gebetes die geistigen wie die leiblichen Kräfte zur Arbeit länger frisch erhält, daß die innere Sammlung aller Tätigkeit größere Energie einflößt, daß der Zölibat eine Hauptbedingung ist, um eine soziale Tätigkeit im weiteren Umfang auszuüben. Mit diesen und ähnlichen Sätzen können wir leicht die Feinde unseres Standes zum Schweigen bringen. Viele Anhänger des modernen Gedankens sind ehrenhaft genug, unumwunden anzuerkennen, daß sie uns deshalb alle Achtung zollen, auch wenn sie unseren Standpunkt nicht teilen. Kann uns das schon genug sein? Manche meinen es und geben sich damit zufrieden, höchstens daß sie sagen: Nun, wenn sie nur wenigstens das zugeben, daß wir das Unfrige tun, dann ist es schon etwas; über den Standpunkt wollen wir nicht disputieren. Uns will das nie so recht gefallen. Wir meinen, man sollte sich bei ähnlichen Verhandlungen immer des Wortes erinnern: *Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam*. Kann man den Gegner nicht weiter bringen, so sollte man wenigstens die Verhandlung damit schließen,

daß man sagt: Nun gut, mein Herr, den Glauben an den eigentlichen Charakter unseres Standes, an die Jenseitigkeit, an das Uebernatürliche, wollen Sie nicht gelten lassen. Lassen Sie wenigstens die Tatsache gelten, daß der Glaube an das Uebernatürliche, den wir haben, der natürlichen Tätigkeit nicht hinderlich ist. Sonst könnte es sein, daß unser Widersacher, wenn wir sein Zugeständnis für unsere Nutzbarkeit mit Dank einstecken und über seinen Protest gegen das Uebernatürliche mit Schweigen hinweggehen, bei sich den Gedanken faßt: Ah! Für das Kompliment, das man ihrer persönlichen Tätigkeit macht, stellen sie sogleich Quittung aus, für den Schimpf, den man ihrem Gott antut, haben sie keine Antwort. Es muß ihnen wohl selber nicht so sehr ernst damit sein.

Nun, ernst ist uns schon, das wird Gott wissen. Wir übersehen nur manchmal, daß wir davon nicht Zeugnis genug ablegen können gegenüber Leuten, die jedes unserer Worte belauern, um es in ihrem Sinne zu deuten, und jeder unserer Handlungen einen schlimmen Sinn unterzulegen. Und wir übersehen nur manchmal, daß wir, indem wir ahnungslos auf die Gedanken und Reden unserer Gegner eingehen, im guten Glauben, sie dadurch auf den rechten Weg zu bringen, selber in Gefahr geraten, uns auf verkehrte Wege zu verirren. Diese Gefahr liegt hier umso näher, als es sich um eine an sich gute und notwendige Sache handelt. Das Bestreben, der Menschheit durch hilfreiche Tätigkeit nützlich zu werden, ist so berechtigt und bietet auch den Herzen so viel Befriedigung, daß sich leicht ein Uebermaß der Neuzerlichkeit auf Kosten des einen Notwendigen einschleichen kann. Tritt dazu noch der Gedanke, daß wir einer Zeit, die an das Jenseitige nicht mehr glaubt, unseren Stand wenigstens als einen Segen für das Diesseits achtungswert machen müssen, so kann er leicht auf jene schiefe Ebene geraten, auf der es keine Marksteine mehr gibt. Nicht bloß um der Gegenwart die wahre Bedeutung des geistlichen Standes ins Gedächtnis zu rufen, sondern auch in unserem eigenen Interesse müssen wir, wie anderen so auch uns immer wieder sagen, daß unser eigentlicher Zweck die Pflege der Jenseitigkeit ist, und daß alle Sorge für das Diesseits nur Zugabe und Nebenbeschäftigung sein darf. Wohin es zuletzt kommen kann, wenn man die „sozialen Gegenwartswerte des Pfarrertums“ so ausschließlich betont, dafür liefert uns die Antwort der Frau Behnisch-Rappstein aus Berlin einen Beweis. Nachdem sie

neben manchen Sonderbarkeiten manches recht Vernünftige gesagt hat, zum Beispiel, daß der Pfarrer die Aufgabe habe, jene Verinnerlichung zu zeigen und zu lehren, ohne die es kein harmonisches Menschenbild gebe, und daß er weniger daran denken solle, der Zeit durch Wissenschaft zu imponieren, als daran, ihr gegen die „seelische Verarmung“ zu helfen, an der sie so tief franke, sagt sie, daraus folge, daß er sich vor allem, wenn er die Zeit verstehen und für die Zeit leben wolle, bemühen müsse, denen ein Helfer zu werden, die heute am meisten Herz, Schutz und Gerechtigkeit beanspruchten, — einmal, die moderne Frau, nicht den altbekannten, sondern den „werdenden Frauentypus“ (das „widerspruchsvollste Gebilde der heutigen Kultur“, wie man uns versichert) und dann — das Tier. Ja wohl, der Tierschutz sei eine Aufgabe, deren Uebernahme heute dem Pfarrer ganz besonders ans Herz gelegt werden müsse. „Ueber Dogmen mag man streiten, daß aber, unbeirrt von jeder Richtung, selbst jeder Konfession, die Wichtigkeit des Pfarrers im Eintreten für die Bedrängten liegt, das wird niemand bezweifeln.“ Spotte niemand über Extravaganz der Berliner Schriftstellerin. Es ist vielleicht keine so seltene und nicht die ärgste Verirrung des einseitigen Gedankens, der moderne Geistliche müsse lernen zeitgemäß zu denken und zeitgemäß zu handeln. Und wie manche glauben, das tiefsinnigste Wort gesprochen zu haben, wenn sie sagen, unser Klerus müsse außerhalb der Seminarien erzogen werden, denn innerhalb dieser dumpfen Mauern lerne er nicht die Frau verstehen und mit Frauen gesellschaftlich verkehren, wisse von dem modernen Kulturleben, vom Theater und vom Konzert weniger als ein Kasser, und stehe den Regungen der gesunden Sittlichkeit so unerfahren gegenüber, daß er deren Darstellung in der Kunst, in der Literatur, der unerläßlichen Bedingung für die Befreiung der katholischen Kultur aus der schimpflichen Inferiorität, in blindem Stumpfsinn als Sünde verdamme!

Sicherlich sind diese und ähnliche Verirrungen nur seltene Ausnahmen. Eine Warnungstafel, und zwar eine beachtenswerte, sind sie aber doch. Denn sie zeigen, daß der Geist des Säkularismus in unsere eigene Mitte eindringen kann, wenn wir ihm nicht immer mit der gebotenen Wachsamkeit begegnen. Er schleicht ja so allgemein umher und hat sich der Geister so sehr bemächtigt und weiß sich so einschmeichelnder Worte und so triftiger Gründe zu bedienen, daß Vorsicht, ja Mißtrauen gewiß nicht den Namen Bes-

simismus verdienen. Behüte uns Gott vor einem Optimismus, der einige Worte der Anerkennung für unsere Wirksamkeit hinnimmt, und nicht seinen Dank gegen den Geber alles Guten dadurch an den Tag legt, daß er von dem Armseligen, das wir leisten, auf das Große hinweist, das Gott durch gebrechliche Werkzeuge tut. Gott hat fürwahr, um mit menschlichen Worten zu reden, seine eigene Ehre in die Schanze geschlagen, als er die übernatürliche Ordnung gründete. Um uns die Ehre zu überlassen, hat er sich und die unsichtbare Welt der Gnade hinter die sinnfälligen Gestaltungen und die menschlichen Einrichtungen verborgen, durch die er seine Absichten durchführt. Kein Wunder, möchte man beinahe sagen, daß die moderne Welt, die das Auge des Glaubens verloren hat, an dem Guten, das er wirkt, nur die menschliche Seite sieht, die göttliche Seite aber verkennt. So anerkennt sie die hilfreiche Kraft, die durch unsere Hände strömt, und leugnet die Quelle, aus der sie stammt. Was müßte man da von uns sagen, nähmen wir das Zugeständnis hin, das man uns angedeihen läßt, und ließen es schweigend geschehen, wenn wir unverdiente Ehre auf Kosten der göttlichen Ehre empfangen! Und wir haben doch gerade bei diesem Anlaß die allerbeste Möglichkeit, um von uns auf Gott hinzuweisen. Gut, möge die Welt gestehen, daß wir trotz unserer Armseligkeit manch aner kennenswerthes leisten. Gut, möge sie wenigstens dafür unserem Stand die gebührende Achtung zollen. Von ihr kann man einstweilen mehr nicht erwarten. Jetzt kommt die Reihe an uns. Von uns kann man erwarten, daß wir der Wahrheit Zeugnis geben, die wir besitzen, nachdem die Welt das Zeugnis von der gegeben hat, die ihr zugänglich war. Die Wahrheit aber verlangt, daß wir ihr Lob mit Dank hinnehmen, mit Dank nicht bloß gegen sie, sondern mit Dank vor allem gegen Gott, und daß wir ihnen bezeugen: Ihr seht nur auf die äußere That. Wir aber wissen, daß diese ein höchst unvollkommener Ausdruck ist für den göttlichen Geist, der sie inwendig beseelt. Ihr rühmt das sichtbare Nebenwerk. O möchtet ihr es glauben lernen, daß dies wertlos ist gegenüber dem unsichtbaren Werk Gottes, der seine heiligen Absichten erfüllt, ob ihr es leugnet, ob wir es durch unsere Unwürdigkeit verunehren. Ihr anerkennt das bißchen Diesseitigkeit. Wir bekennen, daß wir selbst dieses nicht leisten könnten, käme uns nicht die Kraft dazu aus dem Glauben an das Jenseits, aus der Hoffnung aus dem Jenseits, aus der Kraft vom Jenseits her.